

Ordnung der Welt

*Der weißgoldene Berg über allem
Licht des Landes.
Er geht und Schatten kommen.
Wir auf der Islandinsel werden einen Anblick vermissen.
Wir auf der Welt.
Steinunn Sigurdardottir, *Nachtdämmern**

Seit zweihundert Jahren verwandeln wir die Bestände äonenalter Zeitlosigkeit in Feuer. Obwohl dieses weitgehend im Verborgenen brennt, ermöglicht und bestimmt es zugleich fast jeden Gegenstand, den wir verwenden. Die damit erschaffene Lebensqualität bringt sich und uns durch ihren globalen Erfolg inzwischen selbst in Gefahr. Denn das Exkrement dieses Feuers mischt sich in unsere Atemluft und droht, große Teile der Welt für uns unwohnbar zu machen.

Noch spielen sich die Änderungen auf einer Skala ab, die uns bekannt erscheint. Wir nehmen das Angebot dankend an, uns dadurch täuschen zu lassen.

Die Tiefenzeit der Erde, in der Kontinente bewegt und Gebirge gehoben werden, erleben wir als Beständigkeit, auf die wir unser gesellschaftliches Leben und unser Wirtschaften gründen. Von Veränderung erfahren wir nicht aus diesem scheinbaren Stillstand, sondern durch das Vergehen der Tage und Jahre und das Fallen der Blätter im Herbst.

Wir können die Folgen des Feuers rational beschreiben und erklären. Dennoch scheint uns Sprache dafür zu fehlen, denn dieses Wissen führt kaum zum Staunen. Erst die sinnliche Erfahrung, etwas nahe zu erleben, an dem wir die drohende Änderung bemerken, würde uns erleichtern,

zu glauben, was wir wissen, und in der Folge zu tun, was wir immer noch können.

Der rasante Verfall und das Verschwinden jenes Eises, das man das ewige nannte, vermittelt zwischen der geologischen Tiefenzeit, die wir sinnlich als Stillstand erfassen, und der Menschenzeit, die sich an Änderungen in Rhythmen innerhalb der eigenen Lebensspanne orientiert.

Um die notwendigen Taten zu verwirklichen, die uns auch in Zukunft auf dem gemeinsamen Planeten gut leben lassen, müssen wir uns vom scheinbar wohlwollenden Hegemon befreien, der uns mit dem Feuer aus der Unterwelt verführt, und uns dem überwältigenden Angebot der Sonne zuwenden. Das kann gelingen, und wir können uns dabei die Wohltaten, mit denen wir unser Leben erleichtert haben, erhalten.

Die Grenzen, die wir unseren zerstörerischen Möglichkeiten selbst setzen müssen, verweisen auf bekannte bürgerliche Tugenden. Innerhalb dieser Grenzen – und durch diese – finden wir ein ausreichendes Maß an Freiheit, das mit der Dauer menschlichen Lebens auf Erden verträglich ist.

Um unser selbst Willen brauchen wir die Gletscher jenseits von allem Nutzen, den sie uns bereiten.

Atem und Eis

*Atem, du unsichtbares Gedicht!
Immerfort um das eigene
Sein rein eingetauschter Weltraum. Gegengewicht,
in dem ich mich rhythmisch ereigne.*

*Einzig Welle, deren
allmähliches Meer ich bin;
sparsamstes du von allen möglichen Meeren, –
Raumgewinn.*

*Wieviele von diesen Stellen der Räume waren schon
innen in mir: Manche Winde
sind wie mein Sohn.*

*Erkennst du mich, Luft, du, voll noch einst meiniger Orte?
Du, einmal glatte Rinde,
Rundung und Blatt meiner Worte.*

Rainer Maria Rilke, *Sonette an Orpheus 2/I*

Nacht auf dem Gletscher

Der Gletscher lag flach wie die stehenden Wellen eines erstarrten Sees und hatte keine Spalten. Nur an den Seiten brach er in dünnen Zungen in die Steilwände des Berges ab, wo er sich bald im Geröll verlor. Wenn wir uns hinhockten, um das Stativ und den Fotoapparat zu justieren, bildete der Gletscherrand in drei Himmelsrichtungen den Horizont zum monddurchwirkten blauschwarzen Himmel, weil er höher lag als die Berge der Umgebung.

Der abnehmende Mond zog langsam mit seiner Schattensichel voran nach Westen, er strahlte im Glanz des nächsten Morgens, als wäre es sein eigener. Wir waren mit seinem Licht aus der überfüllten Hütte aufgebrochen; allmählich glitt es uns von den Bergen herunter entgegen und

schenkte uns einen zweiten Tag. Unser Ziel war der Gipfel des Petzeck auf 3.283 m Seehöhe, des höchsten Berges der Schobergruppe, die zwischen dem Oberkärntner Mölltal und Osttirol liegt. Zwei oder drei Stunden lang stiegen wir den steilen Pfad bergwärts – ohne Eile, und immer wieder ließen wir den Blick durch das nächtliche Gebirge schweifen, über die niedrigeren Gipfel auf entferntere Berge: Die Lienzer Dolomiten tauchten in der blauen Ferne auf, die Glockner- und die Ankogelgruppe.

In solcher Nacht versiegen die Geräusche und Gedanken des Tages, und die Stille verstärkt das Gluckern des Wassers tief unter den Felsen und durchs Geröll, oder den Schreckruf eines aufgescheuchten Schneehuhns und das Pochen des eigenen Herzens. Der Fluss des Atems und die gelegentlichen Gespräche lassen einen unmerklich langsam, fast schwerelos durch die beständige Dämmerung des Mondes, der seine vorgegebene Bahn zieht, höhergleiten.

Unmittelbar vor dem Gipfel legte sich der Berg zurück und wir traten auf den flachen Plateaugletscher, der im hellen Mondlicht wie ein See ausgebreitet dalag und glitzerte, als sei alles nur für uns bereitet. Das alte Eis knirschte unter den Schuhen, es war um diese Zeit Anfang September aper und hart. Keine Geräusche drangen mehr hier herauf. Ein leichter, richtungsloser Wind legte sich sachte wie ein größerer Atem um uns, als sei er Teil dieses Ortes.

In jugendlichem Ungestüm waren mein Cousin Hubert und ich noch mit irgendjemandem am späten Nachmittag per Autostopp ins Nachbardorf mitgefahren. In den Rucksäcken warme Kleidung, Verpflegung für zwei Tage, Trinkflaschen und die Schlafsäcke – und jeder trug seine Fotoausrüstung. Die Sonne stand schon tief, ihre Strahlen verließen die Baumwipfel, als wir über den Güterweg das

lange Wangenitztal einwärts und aufwärts wanderten. Die bewirtschaftete Hütte am Wangenitzsee, die wir mit Ende der Dämmerung endlich erreichten, war übervoll, sogar auf den Tischen und Bänken im Speisezimmer hatten einzelne Bergsteiger für die Nacht ihre Lager ausgebreitet. Aber wir wollten hier ohnehin nicht lange bleiben und brachen bald auf.

Ich weiß nicht, wie lange wir auf diesen wenigen Hektar des ebenen Gletschers standen, der nur für uns dalag, ohne etwas von uns zu wollen. Er nahm unser Dasein ohne Forderung und gleichgültig an und ließ uns gewähren. Es ist auch nicht wichtig, denn diese Stunde – oder war es weniger? – ist mir auch nach fast vierzig Jahren nicht vergangen. Um etwa ein Uhr nachts auf 3200 m Höhe standen wir zuerst atemlos, dann immer ruhiger, im Mondlicht, das die meisten Sterne überstrahlte und das riesige Gebirge um uns in seltsame, teilnahmslose Stille hüllte, die in Wahrheit die ganze dunkle Seite der Erde umfasste.

Atem, Feuer

Unser Atem war das Einzige, was wir anfangs hörten. Er wurde, wie unser Herzschlag, langsamer, während wir, zuerst atemlos, dann staunend und allmählich müde auf dem Plateaugletscher unter dem Petzeckgipfel verweilten.

Unser Atem verlor sich über dem Eis, aber er ist ein Abkömmling des Feuers. Er ist Stoffwechsel und stammt damit vom ersten Feuer, welches das Leben vor ca. 420 Millionen Jahren seiner menschenleeren Erde schenkte. Der Atem bringt den Sauerstoff der Luft über unsere Lungen und unseren Blutkreislauf zu jenem Kohlenstoff, den wir als Teil unserer Nahrung aufgenommen haben. Unser Körper verbindet beide Moleküle in einer chemischen Reaktion, bei der Energie frei wird, die uns auch in dieser Nacht

auf dem Gletscher wärmt. Das Abfallprodukt dieser Verbrennung in unserem Inneren atmen wir als Kohlendioxid in die Atmosphäre aus.

Mit unserem Atem verwandeln wir den Kohlenstoff in den Molekülen, die das pflanzliche Leben ständig mit Hilfe der Energie der Sonne herstellt und die wir als Nahrung aufnehmen, weiter in jenes Kohlendioxid, das die Pflanzen dann wieder aufnehmen und zu Nahrung aufbauen: Atmend schließen wir einen Kreis, der uns mit der Photosynthese der Pflanzen und dem Stoffwechsel aller Lebewesen verbindet – und mit dem Feuer. Atmend erhalten wir unser Leben aufrecht als einen Prozess, der Unordnung und Zerfall widersteht und seine Energie letztlich aus der Sonne bezieht, auch wenn uns das gewöhnlich verborgen bleibt.

Das Holz, die Blätter und Früchte und mit ihnen die Substanz aller Pflanzen bestehen aus Luft. Diese stammt aus den aktuell ca. 420 ppm (parts per million) an CO_2 in der Atmosphäre und aus dem Wasser, das aus den Wolken auf die Erde regnet und das die Pflanzen über ihre Wurzeln aufnehmen. Dazu kommen noch Stickstoff und ein paar mineralische Elemente aus dem Boden, die sich irgendwann später in der Asche wiederfinden. Bäume, wie alle Pflanzen, bestehen hauptsächlich aus dem CO_2 und dem Wasser der Luft. Aus diesen beiden Molekülen schaffen sie mit Hilfe der Energie der Sonnenstrahlung ihre Substanz. Dabei spucken sie den Sauerstoff gleichsam als Exkrement in die Luft zurück, aus der wir Menschen ihn einatmen.

Wenn später dann ein Tier oder ein Mensch die Pflanze als Nahrung zu sich nimmt oder das Holz im Feuer verbrennt, verbindet sich der Kohlenstoff wieder mit dem Sauerstoff. Dabei wird jene Energie frei, mit der die Sonne zuvor die Pflanze gedeihen ließ. Letztendlich ist das die Energie der Sonne.